

Der Krieg und die Mädchen

Mädchenkriegsliteratur im Ersten Weltkrieg

Von Gisela Wilkending

Kriegsliteratur für Mädchen gab es bereits im Ersten Weltkrieg. Für kurze Zeit beherrschte sie damals sogar den Mädchenbuchmarkt. Diese erstaunliche Entdeckung machte ich im Zusammenhang mit einem Forschungsprojekt zur Mädchenliteratur der Kaiserzeit, das von 1989 bis 1992 mit Frauenforschungsmitteln des Landes Hessen gefördert wurde. So konnte ich eine Sammlung historischer Mädchenbücher aufbauen, die gegenwärtig rund 200 Titel zur Kaiserzeit enthält. Diese Sammlung bildet, zusammen mit einer eigenen und einer weiteren Privatsammlung mit jeweils etwa 100 Titeln, das zentrale Untersuchungsmaterial. Die Mädchenkriegsliteratur, die damals der Zensur unterlag, ermöglichte den Einstieg in ein bislang ungeschriebenes Kapitel der Geschichte von Mädchenleben und Mädchenliteratur während des Ersten Weltkriegs. Sie beleuchtet darüber hinaus auch die Geschichte der „Polarisierung der Geschlechtscharaktere“ von Frau und Mann zu dieser Zeit neu.

Der Krieg und die Mädchen: Dies Thema läßt zuerst an die nationalsozialistische Mädchenliteratur denken, allenfalls noch an das den Krieg verharmlosende *Nesthäkchen und der Weltkrieg* (1922), an die „Wiederkehr“ des Ersten Weltkriegs also in der Literatur der Weimarer Republik. Unbeachtet blieb bisher, daß es – nach Vorläufern im frühen 19. Jahrhundert – bereits in der „Hochzeit“ der „Backfischliteratur“ eine Mädchenkriegsliteratur gibt. Zu Beginn des Ersten Weltkriegs, vor allem in den Kriegsjahren 1915 und 1916, wird der mädchenliterarische Markt sogar – analog zu Entwicklungen im Bereich der Jungenliteratur – von einer zeitgeschichtlichen Kriegsliteratur geprägt. In den folgenden Jahren hat dann offenbar die schreckliche Wirklichkeit des Stellungskriegs an West- und Ostfront das Thema „Der Krieg und die Mädchen“ zu einem Tabuthema werden lassen.

Der Krieg und die Mädchen: Dies Thema erscheint den im 19. Jahrhundert gängigen Vorstellungen über den „Geschlechtscharakter“ der Frau und über Mädchenerziehung zunächst fremd. Die Analyse einer Literatur, deren offenkundige Intention es auf den ersten Blick ist, die bislang von der Politik weitgehend ferngehaltenen Mädchen in das aktuelle Kriegsgeschehen einzubinden, verlangt einen Neuanatz in der Auseinandersetzung mit dem „weiblichen Geschlechtscharakter“ und den Mädchenbildern in der Mädchenliteratur. Es reicht nicht hin, die traditionelle Mädchenliteratur von unserer Gegenwart her zu lesen, in der sie im *Trotzkopf* (1885) Emmy von Rhodens immer noch wirkt. Sie ist zeitgenössische Literatur, die sich im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert in engster Beziehung zur „Frauenfrage“ und zur bürgerlichen Frauenbewegung entwickelt hat. Diese Bezüge wiederzuentdecken bedeutet, von den glatten Oberflächen der literarischen Mädchenbilder zu ver-

deckteren Schichten vorzudringen, ein Weg, auf dem allerdings auch die häufig allzu schlichten Vorstellungen über die „Friedfertigkeit“ und die historische „Opferrolle“ der Frau fragwürdig werden. Dabei zeigt sich auch: Was sich in der ausnahmslos von Frauen geschriebenen Mädchenkriegsliteratur des Ersten Weltkriegs artikuliert, ist längst vorbereitet – in und außerhalb der Literatur.

Vom „Backfisch“ zum „Deutschen Mädel“

Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts ist nachvollziehbar, wie sich der Typ eines trotzköpfigen, kindlichen, auch ein wenig koketten „Backfischs“, an dessen Stilisierung die Mädchenliteratur vor allem der 80er und 90er Jahre mitgearbeitet hat, selbst überlebt. Nicht erst im Weltkrieg oder gar in der Weimarer Republik oder im NS-Staat, sondern bereits im krisenhaften Prozeß der kaiserzeitlichen Gesellschaft wird der alte Backfisch, wie es in Helene Christallers Kriegserzählung *Die unsere Hoffnung sind* (1916) heißt, zum „Fossil“.

Ganz besonders an den Schnittstellen von bürgerlicher Frauenbewegung und Jugendbewegung, in der „Mädelbewegung“ – ich denke hier an den 1905 gegründeten „Wandervogel-Mädchenbund“ und an den 1912 gegründeten „Deutschen Pfadfinderinnenbund“ – bildet sich der neue Idealtyp eines „gesunden“, „deutschen Mädels“ heraus, das nun – im Gegensatz zum alten Backfisch – kraftvoll, aber dabei doch ein „weiblicher Typ“ sein soll. „Gesunde Frauen, arbeitsfreudige und arbeitsfähige Frauen, allzeit hilfsbereite Frauen [...] sind ein Glück für unser Volk. Frauen, die bewußt jedes Nachäffen fremder Mode, jede undeutsche Weichlichkeit, den übertriebenen, abhängig

machenden Luxus ablehnen“ (*Das Pfadfinderbuch für junge Mädchen*, 1912), will die Pfadfinderinnenbewegung hervorbringen. Unüberhörbar ist ein vaterländisch-nationalistischer Ton: „Sie [die Pfadfinderin] vergesse nie, daß Deutschland mit Blut und Eisen von ihren Vorfahren zusammengeschmiedet wurde.“ (Ebd.) *Das Buch vom Kinde* (1907) hat diesen Gedanken sogar bereits mit Blick auf einen kommenden Krieg hin formuliert: Die Töchter sollen als „die künftigen Mütter werdender Krieger“ physisch stark sein. Zum Mädchenideal wird „[...] das sonnengebräunte, frischkräftige, arbeitsfrohe Naturkind“, das an der Seite des Mannes „wie ein guter Kamerad gleichen Schritt und Tritt zu halten vermag“. Das „deutsche Mädel“ als „guter Kamerad“. Dies Bild spiegelt sich seither auch in der Mädchenliteratur.

Trotz der Ausbildung eines Ideals der kraftvollen selbständigen Frau im Umfeld der bürgerlichen Frauenbewegung wird aber gerade unter den Bedingungen der Weltkriegssituation, auch bei faktisch größerer Selbständigkeit der Frauen und Mädchen, dennoch die „Polarisierung der Geschlechtscharaktere“ radikalisiert. Der aktive Mann – die passive Frau: Das ist eine für Friedenszeiten geltende Opposition. Zerstören durch den Mann – bewahren durch die Frau: Das gilt im Krieg.

Auch die Erzieherinnen und Erzieher der Jugend nehmen diese Opposition auf. „Beschäftigt sich also der Knabe hauptsächlich mit dem Vernichten und allem, was diesem dient, so wendet sich dagegen das Mädchen mehr dem Erhalten und seinen Mitteln zu, dem Erhalten, das ja – in genügend weitem Sinn gefaßt – innerhalb der Gesamtheit der Kriegsereignisse eine kaum geringere Bedeutung hat als das Vernichten.“ So heißt es in einem pädagogisch-psychologischen Kommentar zur Kriegs-Zeichenwoche aller Schulen des Reiches, die in einer Berliner Ausstellung *Schule und Krieg* (1915) dokumentiert worden ist.

Innerhalb der bürgerlichen Frauenbewegung spricht Alice Salomon die Vertiefung der Differenzierung der Geschlechter im Krieg als besonderes Problem an: „Niemals vorher haben wir die Geschlechtsunterschiede so krass empfunden, sind die Lebensmöglichkeiten von Mann und Frau so weit voneinander geschieden gewesen, obgleich heute so vieles von Frauen verrichtet wird, was noch vor kurzem als „Männerarbeit“ galt.“ Denn: „S i e führen den Krieg. Er bleibt Männersache, wie stark auch die Frauen durch wirtschaftliche und soziale Kriegshilfe über das passive Opfern hinauswachsen mögen.“ (*Die Frauenfrage*, 17. Jg., 1915) Für Gertrud Bäumer, die langjährige Vorsitzende des „Bundes Deutscher Frauenvereine“ allerdings, scheint der Weltkrieg eine große „Chance“ für die Frauenbewegung zu sein. Sie hat zu Kriegsbeginn

jeder versöhnlich-pazifistischen Stimmung den Kampf angesagt. Ihre Absage an den in der internationalen Frauenbewegung lebendigen Begriff der Schwesterlichkeit hat sie mit der Kulturmision der Deutschen, gerade auch der deutschen Frauen in Europa, zu begründen versucht: Und wir „fühlten [...] umso stärker“, schreibt sie, „wie sehr wir doch in unserer eigenen deutschen Art wurzelten, wie sehr [...] unsere Auffassung und Betrachtung der Frauenprobleme sich Zug um Zug abhob von der der anderen, weil sie Blut von deutschem Blut und Seele von deutscher Seele war.“ (*Die Frauen und der Krieg. Kriegsjahrbuch des Bundes Deutscher Frauenvereine*, 1915) Die wenigen Frauen, die innerhalb der bürgerlichen Frauenbewegung durch Beteiligung an den internationalen Friedens- und Frauenkongressen gegen die nationalistische Wendung der bürgerlichen Frauenbewegung eingetreten sind (Lida Gustava Heymann, Anita Augspurg, Helene Stöcker), werden von ihr in den ersten Kriegsjahren hart bekämpft.

Die schärfere Polarisierung der Geschlechtscharaktere wird nicht nur in der bürgerlichen Frauenbewegung, sondern auch bis tief in die organisierte Sozialdemokratie hinein bejaht. Erschreckend sind die Worte der berühmten Sozialdemokratin (und Offizierstochter) Lily Braun, deren sozialdarwinistische Schrift *Die Frauen und der Krieg* (1915) Mann und Frau allein auf die biologischen Funktionen entindividualisierter Geschlechtswesen festlegt. Der Krieg erscheint in ihr als großer Sieg der Natur über Zivilisation und Kultur: „Der Krieg vernichtete fast mit einem Schlage bei den deutschen Männern all jene Effeminierungsercheinungen, die auf den verschiedensten Gebieten schon zutage getreten waren [...]. Die im gleichen grauen Rock über die Grenzen zogen, waren wieder Männer, nichts als Männer, von dem einen ursprünglichen, primitiven Geschlechtsgefühl durchglutet und zusammengehalten: schützen – die Scholle verteidigen – kämpfen. / Und mit dem gleichen Schlage zer-

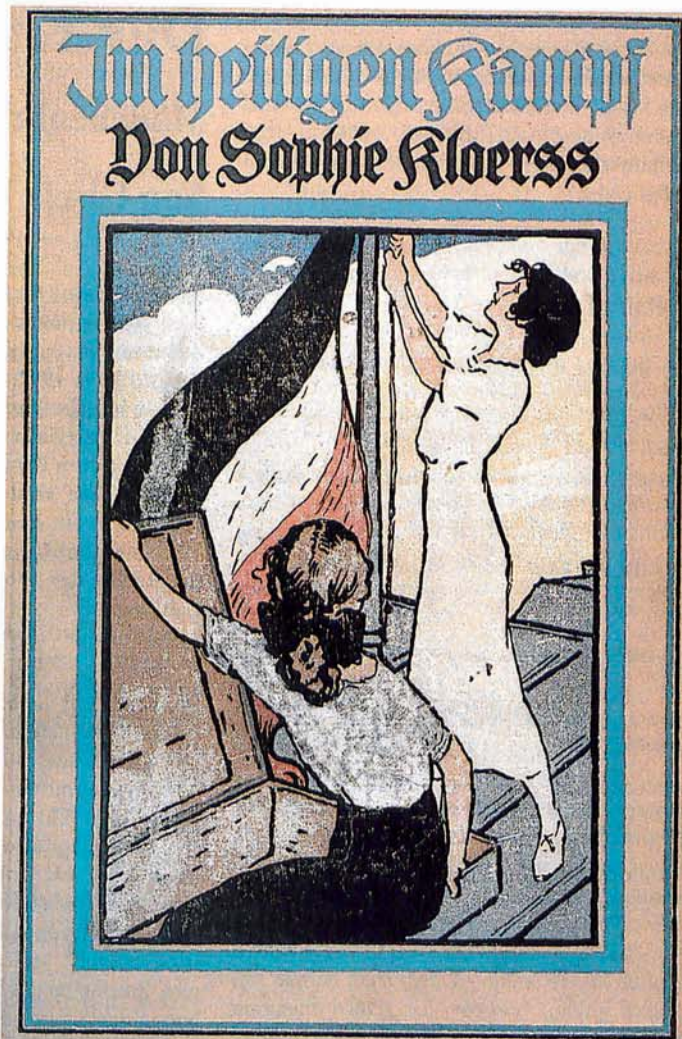


Abb. 1: „Im heiligen Kampf“ von Sophie Kloerss (1915) Foto: privat

störte der Krieg die männlichen [...] Gelüste und Ehrstüchte der Frauen, ihren sentimentalischen Pazifismus, ihren törichtchen Traum von der Schwesternschaft aller Menschen weiblichen Geschlechts. / Die unsichtbare Macht, die jene siebzigtausend Berlinerinnen vor dem Reichstag zusammenscharte, – nicht um für das Wahlrecht zu demonstrieren, sondern um sich der Kranken- und Verwundetenpflege zur Verfügung zu stellen, – war nur der gewaltige Durchbruch jenes lange verschütteten weiblichen Gefühls, das nichts anderes will, als: helfen und heilen, – jenes primitiven Geschlechtsgefühls, das ein einziges Wort am reinsten darstellt: Mütterlichkeit.“ Ihre Vision einer neuen Menschheit, die aus dem vitalen Überlebenskampf der auf die Funktionen des Tötens, Zeugens und Gebärens zurückgeworfenen Männer und Frauen hervorgehen soll, ist brutal. Von den Frauen fordert sie den „bewußten Willen zur Mutterschaft“. „Für jede Hand, die sich jetzt sterbend um die Waffen klammert, schafft andere Hände, – viele kleine Kinderhände, die sich sehndend der Sonne entgegenstrecken, die den Tempel des Friedens bauen werden, auf dem einmal unsere Opfer-



Abb. 2: Johanna Klemms „Die wir mitkämpfen“ (1916)

feuer rauchen. Und für alle die Hirne, die die Kugeln durchbohren, schafft andere Hirne, viele kleine Kinderhirne [...].“

In solch mehrdeutigen, auf das „Blutopfer“ im Krieg zentrierten sprachlichen Bildern wird mit dem Völkerhaß wohl zugleich auch Haß auf das Leben, Selbsthaß und alter Geschlechterhaß reaktiviert. Ein ganz besonderes Problem bleibt, wie sich in diese Vorstellung einer Opfergemeinschaft im Krieg noch der Gedanke an die „Heldenmutter“ einfügt, die mit Schmerz-Lust ihr Liebstes, den Sohn, hergeben will: „Ich bin stolz auf ihn“, sagt die Mutter in Helene Christallers Kriegserzählung *Wir daheim* (1915), als ihr Sohn an die Front muß, „und bedaure nur, nicht mit sechs Söhnen dem Vaterland dienen zu können. Nie hätte ich gedacht, daß die große Stunde die natürlichen Muttergefühle, die über ihr Küchlein Flügel breiten möchte, so verändern könnte. Ich finde die Fähigkeit zur Heldenmutter in mir“.

Es ist auffällig, wie sehr die Konzentration der Öffentlichkeit auf die Krieger, auf die Heldenmütter und auf die mütterlichen Helferinnen die ganz besondere Lage der jungen Mädchen im Krieg vernachlässigt hat. Die Angst und

„Die wir mitkämpfen“

Der Erste Weltkrieg, der von Mädchen und Frauen totale Dienst- und Opferbereitschaft für das Vaterland fordert, bezieht sie auf diese Weise erstmals in den Staat ein. Das Kriegsmädchenbuch hat im Prozeß der notwendigen Identifizierung der Mädchen mit dem Krieg offenbar eine wichtige Vermittlungsfunktion.

Da der Heimatdienst, im Gegensatz zum Dienst der Krieger an der Front, als „Liebes- und Friedensdienst“ gilt, kommt der bei Kriegsbeginn in Deutschland allgemein verbreiteten Vorstellung vom Weltkrieg als deutsch-österreichischem Verteidigungskrieg, von der Friedensliebe und der Kulturmission der Deutschen gerade in der Mädchenliteratur eine besondere Bedeutung als Motivationshilfe zu. In fast allen Mädchenbüchern wird daher über die Vorgänge in Sarajewo und über die Interessen Frankreichs, Rußlands und Englands als „Anstifter“ des Weltkriegs erzählt.

„Ein Krieg, wie ihn die Welt noch niemals gesehen hatte, zog die ganze kultivierte Erde in Mitleidenschaft. Und Rußland, das schon seit

Trauer der Mädchen um die Väter und Brüder im Krieg, um den vielleicht heimlich geliebten Freund oder den Verlobten, die Überforderung im Hilfsdienst als Krankenpflegerin, die vollkommen unsichere Zukunftsperspektive als Frau, die verordnete Anspruchslosigkeit: All dies scheint gegenüber dem allgemeinen „Frauensckick-sal im Krieg“ von untergeordneter Bedeutung gewesen zu sein. Das Bedürfnis nach „persönlicher“ Geschichte, denke ich, greift daher auch die Mädchenkriegsliteratur auf. Zugleich hat sie sicher eine Entlastungsfunktion. Denn bei aller geforderter Tapferkeit ringsum: In der Mädchenliteratur darf immer geweint werden: „Laß nur, Olli, das Weinen tut gut.“ (Sophie Kloeß: *Im heiligen Kampf*, 1915, Abb. 1).

Jahren den Krieg gegen seine westlichen Nachbarn, Österreich und Deutschland, mit dem Gelde Frankreichs vorbereitet hatte, sah den Weltenbrand lachend heraufziehen. Schon seit Monaten hatte es aus seinen entlegensten Provinzen die Truppen zusammengezogen und an die östlichen Grenzen geworfen. Und während die Menschen in Österreich und Deutschland ahnungslos ihren friedlichen Geschäften nachgingen, standen Millionen bewehrter Streiter zum Überfall an den Grenzen bereit.“ – So grob und einseitig wie hier in Grete Hallbergs *Eine Kriegsheldin* (1916) ist die Darstellung der Kriegsursachen in der übrigen Mädchenliteratur allerdings nicht. „Serbien hat das Ultimatum Österreichs frech und ungezogen beantwortet“, steht zwar sehr naiv in *Lieselottes Kriegstagebuch* (Else von Steinkeller, [...], 1915). Im übrigen finden wir aber im Hinblick auf die Kriegsschuldfrage in den Mädchenbüchern das ganze Spektrum, das der öffentlichen Meinung außerhalb radikal pazifistischer Positionen entspricht. Am ausführlichsten wird in Thea von Harbous *Gold im Feuer* (1916) und in Sophie Kloeß *Im heiligen Kampf* (Abb. 1) über die Kriegsursachen erzählt, am zurückhaltendsten in Johanna Klemms *Die wir mitkämpfen* (1916, Abb. 2) und bei Helene Christaller, in deren Erzählung *Die unsere Hoffnung* sind es nur einen einzigen, neutral gefaßten Verweis gibt: „[...] er [...] bemühte sich, der Mutter einen Einblick in die politische Vorgeschichte des Kriegs zu geben [...].“

Der Glaube an den Angriff von außen und an die Kulturmission der Deutschen bildet zugleich ein wesentliches Fundament, auf dem sich – innerhalb wie außerhalb der Mädchenliteratur – alte Vorurteile über die „Nationalcharaktere“ der kriegsführenden Nationen wiederbeleben lassen. Bei Grete Hallberg ist es das zum Völkerhaß gesteigerte Vorurteil über die Russen als ein „brutales“, zugleich degeneriertes, durch Alkohol geschwächtes, moralisch verkommenes Volk. Die Erzählhandlung ist entsprechend an die Ostfront verlegt, an der die Heldin, eine junge adlige Polin, als verkleideter Offizier im österreichischen Dienst für die Wiederherstellung der Autonomie Polens kämpft. In Bertha Cléments *Sturmgebräus* (1916) klingt in einem Brief des Bruders an die Schwestern in der Heimat vor allem der Gedanke der Kulturmission an: „Schreckliche Zustände sind hier in den russischen Grenzgebieten. Und wie fruchtbar ist der Boden trotz allem. Was könnte aus diesen Landstrichen gemacht werden, kämen sie unter die richtige Verwaltung. Eine Freude wäre es, hierher deutsche Kultur zu tragen.“

Marga Rayle, eine Offizierstochter, die in *Majors Einzige im Kriegsjahr* (1915) mit unverhüllter Propaganda für den Eroberungskrieg sogar mit dem üblichen bürgerlichen Konsens über den Krieg bricht, hat sich ganz und gar mit dem Zynismus des Krieges identifiziert: „Die köstlichen Aufschriften auf dem abfah-

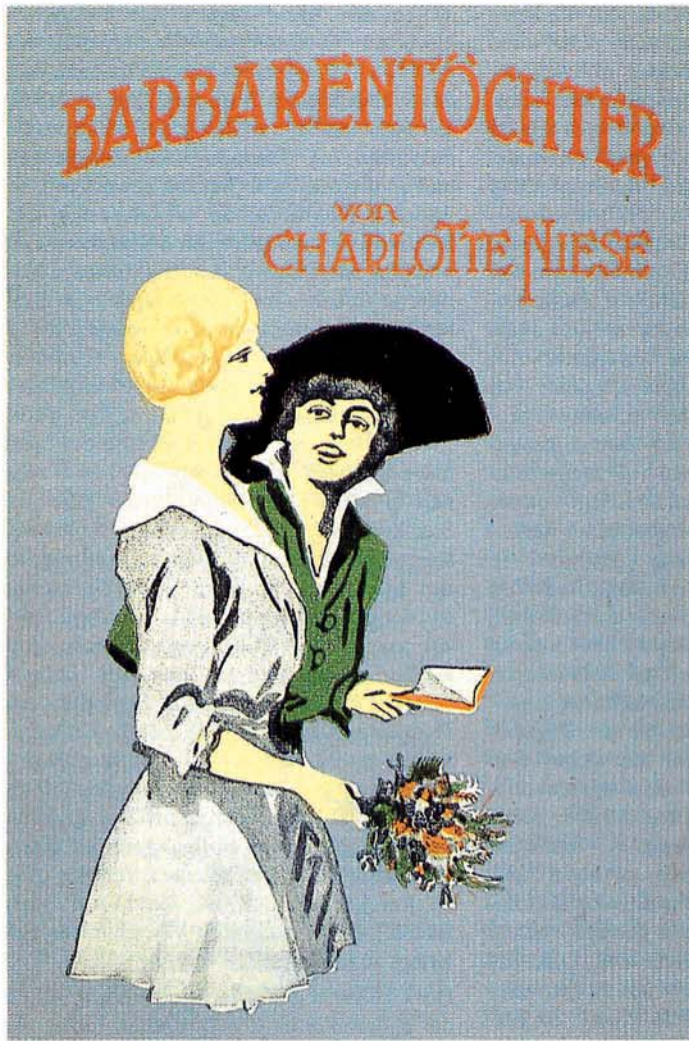


Abb. 3: „Barbarentöchter“ von Charlotte Niese (1915)

renden Zuge mußt Du noch hören. Tosia! Gebogen habe ich mich vor Lachen! / 'Heut abend Feschessen in Paris!' / 'Freifahrt nach Rußland, der neuen, deutschen Provinz.' / 'Jeder Schuß – ein Ruß! / Jeder Stoß – ein Fran-zos! / Jeder Tritt – ein Britt!' / 'England muß deutsch werden' [...]. In der Tonart ging es fort. Man muß B-t e heiter sein, ob man wollte oder nicht.“

Interessant ist, daß sich in der Mädchenkriegsliteratur aber nicht allein die öffentliche Meinung über den Krieg, über die Kriegsursachen und über die kriegführenden Völker oder Nationen niedergeschlagen hat, sondern daß es in ihr auch zur Weiterentwicklung eines spezifisch mädchenliterarischen Diskurses über die Nationalcharaktere kommt, der leicht bis ins 18. Jahrhundert hinein, bis zu *Julchen Grünthal* (1784) von Helene Unger zurückverfolgt werden kann und der bereits in der Vorkriegszeit, vor allem im Kontext der „Mädelbewegung“ auch außerhalb der Mädchenliteratur wiederbelebt wird. So nimmt Charlotte Niese in ihrem Buch *Barbarentöchter* (Abb. 3) eine alte, in den konträren Typen des bürgerlich-schlichten (deutschen) und des adlig-koketten (französischen) Mädchens der Pensionatgeschichte tradierte und variierte Konstellation

auf und aktualisiert sie im Blick auf die Weltkriegssituation. „Barbarentöchter“, so werden in einem vornehmen französisch-schweizerischen Pensionat ironisch die wenig eleganten deutschen Mädchen genannt. Das Buch erzählt, wie durch die überlegene Tatkraft der Hauptheldin im Weltkrieg aus dem einstigen Schimpfwort ein „Ehrenwort“ wird. (Charlotte Niese, *Barbarentöchter*, 1915) Charlotte Nieses Erzählung will mit der Wiederaufnahme der alten Opposition die Pensionatserziehung im französischen Stil angreifen und insgesamt das Nationalgefühl der Deutschen stärken. Die in der Tradition der Pensionatgeschichte typische Thematik der Freundschaft von Mädchen verschiedener Nationalitäten enthält für andere Autorinnen aber auch

die Möglichkeit zur Entwicklung eines eigenen versöhnlichen Tons in der Mädchenkriegsliteratur. Das gilt für *Jüngferchens Sieg* (1915) von Luise Glaß und ganz besonders für Clara Nasts *Mit Waffen der Nächstenliebe* (1915), ein Buch, das – ohne die übliche antirussische Tendenz – an der Idee einer den Krieg überdauernden Freundschaft zwischen einer jungen russischen Musikstudentin und einer jungen Deutschen festhält. Es ist durchaus möglich, daß sich gerade über die „triviale“ Mädchenliteratur, ganz besonders über die Figur der attraktiven Russin Orla im *Trotzkopf*, sogar ein sympathisches Bild der jungen Russin hartnäckig hält, an dem sich die im Weltkrieg gängige Vorurteilsstruktur über die Nationalcharaktere bricht. Auffällig ist jedenfalls, daß auch die Kolportageschriftstellerin Marie von Felseneck, die mit *Trotzkopfs Erlebnisse im Weltkriege* (1916, Abb. 4) noch einmal an den ersten Trotzkopf-Band anknüpft, bei einem Treffen der ehemaligen „Pensionsschwestern“ (Felseneck) mitten im Krieg die Russin Orla, allerdings inzwischen verarmt, doch als die interessante Mittelpunktfigur braucht.

Charakteristisch für einen Teil der Mädchenliteratur ist auch, daß sie – trotz der Aktivierung

für die Frauen- und Mädchendienste im Krieg, trotz der unbedingten Legitimierung des Kriegs – aus der Perspektive der Mütter, Schwestern und jungen Frauen die Hoffnung auf baldigen Frieden wenigstens mitformuliert, daß sie Trennungssituationen, das Warten und Hoffen auf Nachrichten aus dem Feld, das Eintreffen einer Todesnachricht auch eindrücklich zeigt. Sophie Kloerß hat in ihrem Buch *Im heiligen Kampf* (Abb. 1), das mit seinem ständigen Schauplatzwechsel zwischen der Heimat und den Lazaretten, Schlachtfeldern und Frontlinien der Ost- und Westfront ein besonders ungewöhnliches Mädchenbuch ist, in einer anrührenden Szene sogar einmal den totalen psychischen Zusammenbruch eines jungen deutschen Offiziers angesichts des grausamen Massensterbens der Russen in den Masurischen Sümpfen gezeigt. Aber alle diese Situationen, gerade auch die letzte, sind in den Büchern schließlich untrennbar verbunden mit der unerschütterlichen Idee eines „heiligen Kampfs“ der Deutschen, die – anders als die Feinde – selbst im Sterben nicht kreatürlich, sondern heldenhaft sind.

Nur einmal, in Johanna Klemms *Die wir mitkämpfen* (Abb. 2), wird aus der Perspektive einiger Mitglieder einer bildungsbürgerlichen Familie mit pazifistischer Tradition die Grenze des bürgerlichen Konsenses über die Notwendigkeit des Krieges erreicht. Das Besondere dieser Kriegserzählung liegt darin, daß in ihr ein pazifistischer Standpunkt überhaupt artikuliert werden kann. In der Figur der Tante Agathe deutet sich sogar der weitergehende Gedanke der Sinnlosigkeit des Krieges an. Als ihre Haushaltshilfe ihr kündigt, greift sie das „Hindenburg-Programm“ zur Abwerbung weiblicher Arbeitskräfte in die Rüstungsindustrie an: „Da eröffnete sie mir ihre Absicht, in die Fabrik zu gehen, wo Munition gemacht wird, – 'Rückbergen, sind Sie verrückt?' schrie ich sie an, 'Glauben Sie, daß Sie das Vaterland retten müssen?' [...] Als sie gar fortfuhr: 'Wer weiß, ob man je wieder solche Arbeitsgelegenheit hat -!' Da wäre ich beinahe handgreiflich geworden. Aber die weiß wohl nicht, was sie damit sagte, weiß nicht, daß es klingt, als möchte sie, daß diese Granatendreherei, diese ganzen mörderischen Zurüstungen immer so weiter gingen!' Diese Worte sind wohl das Äußerste, was in der (zensierten!) Mädchenkriegsliteratur an Zweifel am Sinn des Krieges artikuliert werden kann.

„Der Krieg reift den Menschen“

„Und voller Neid, voll Ungeduld blicken die Backfische – die Mädelchen von dreizehn bis zu siebzehn Jahren – auf ihre gereiften Schwestern.“ So schreibt die bekannte Schriftstellerin Gabriele Reuter zu Kriegsbeginn in *Scherls Jungmädchenbuch* (1914/1915). Diese „gereiften“, bereits schulentlassenen „Schwestern“, die im Bahnhofsdienst, in öf-

fentlichen Küchen, als Hilfskindergärtnerinnen, Hilfslehrerinnen, Hilfspflegerinnen oder sogar als ausgebildete Krankenschwestern in die Kriegsfrauentdienste integriert werden, sind die Heldinnen der Kriegsmädchenbücher, in denen die etwas jüngere, durch praktische Arbeit noch wenig beanspruchte Leserin gewiß auch einen Handlungersatz gesucht hat. Der an „Backfische“ gerichtete „Rat“ Gabriele Reuters läßt aber durchscheinen, welche psychischen Belastungen nicht nur die in den Hilfsdiensten überforderten jungen Mädchen und Frauen, sondern auch die während der Kriegszeit so wenig beachteten etwas jüngeren Mädchen ausgesetzt sind. „Denn euer ist die Zukunft“, spricht Gabriele Reuter die Backfische an. Aber: Wie dunkel ist die Zukunftsperspektive, wenn sie den Mädchen zugleich die traurige Mitteilung macht, daß die Nachkriegszeit sie einmal brauchen wird, weil „Tausende und aber Tausende unserer besten Männer [...] auf den Schlachtfeldern“ bleiben. Auch sie, die in ihrem Roman *Aus guter Familie* (1895) die Leidensgeschichte eines durch die Gesellschaft fremd bestimmten Mädchens so eindrücklich gezeigt hat, spricht den Mädchen eine eigene Geschichte, eigene Erfahrung im Krieg ab. Sie verlangt von ihnen stattdessen, was man Mädchen immer abverlangt hat, daß sie nämlich ihr Streben nach „Freiheit und Selbstbehauptung“ zurückstellen. Mitfühlend, in zärtlicher „Kindesliebe“ sollen sie Trost spenden, wo die Eltern „erwachsene Söhne“, die „älteren Schwestern den Verlobten, den eben angetrauten Gatten verloren“ haben. So kann der Krieg für Gabriele Reuter idealer Erzieher des Backfische zur Bedürfnislosigkeit sein: „Harten, kriegerischen Zeiten gehen wir entgegen. Es heißt auch für die Mädchen, hart gegen sich selbst zu werden, hart, ohne Sentimentalitäten und Empfindlichkeiten, bedürfnislos, klar, praktisch und mit Frohsinn gerüstet. Bereitet euch, die Gefährtinnen von Helden zu werden oder mit Tapferkeit allein zu bleiben und kräftig mitzuarbeiten am Neuaufbau des Vaterlandes.“

Der Krieg ist die „große Zeit“, die „wachsen und reifen läßt“. „Und sie fühlte sich doch schon ziemlich würdig mit ihren achtzehn Jahren! Ja, das tat eben der Krieg! Der reift die Menschen. Das hatte sie oft genug sagen hören, und das galt nicht nur von den Soldaten draußen, sondern auch daheim, von allen die da mitkämpften.“ (Johanna Klemm) – Es gibt kein Kriegsmädchenbuch, das diesen Gedanken nicht formuliert. Was die Erziehung in Friedenszeiten offenbar nicht mehr zu leisten vermag, leistet danach der Krieg. Dies ist eine von politischen Konstellationen unabhängige Legitimation des Weltkriegs, die es selbstverständlich nicht nur in der Mädchenkriegsliteratur, sondern ebenso in der Jungenkriegsliteratur gibt, die ja auch, wie die typischen jungeliterarischen Genres, Robinsonaden und Abenteuerromane, Bilder des Erwachsenwerdens in extremen Bewährungssituationen ent-

wirft. In der spezifischen Mädchenliteratur wird über die Kriegserfahrung das radikalisiert, was in der mädchenliterarischen Tradition der Wandlungsgeschichte als „Schicksalschlag“ und Lebens-Wendepunkt (Tod der Eltern, Verarmung, Trennung usw.) gilt. Mit der Kriegserzählung wird vor allem aber – jedenfalls vorübergehend – das Modell der „Pensionatsgeschichte“ auch formal abgelöst, in dessen Rahmen das Idealbild des alten „Backfische“ geprägt worden war. Die Geschichte der Wandlung des 15- bis 16jährigen burschikosen Trotzkopfs Ilse, die durch Trennung von dem eifersüchtig geliebten Vater und durch einen einjährigen Pensionatsaufenthalt eine „erwachsene junge Dame“ wird, taugt für Kriegszeiten nicht. Charlotte Nieses *Barbarentöchter* setzt daher konsequent mit einer Abschiedsszene, mit dem Ende eines völlig unsinnigen Pensionatsaufenthalts ein. Dabei nimmt die Erzählung – wie andere Mädchenkriegserzählungen auch – die soziale Situation vor allem der Töchter nicht wohlhabender bürgerlicher Schichten auf, die im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert besonders durch erzwungene Ehelosigkeit geprägt worden ist. (Rund die Hälfte der Frauen dieser Schichten sind um die Jahrhundertwende unverheiratet.)

Der Krieg führt die jungen Mädchen, die den Widerspruch zwischen gesellschaftlich geforderter Weiblichkeit und Mütterlichkeit einerseits und den, ökonomisch bedingt, schlechten Heiratschancen und Zölibatsgeboten andererseits aushalten müssen, in der Perspektive dieser Literatur wichtigen gesellschaftlichen Aufgaben zu. Erst der Krieg nimmt ihnen das Gefühl, überflüssig zu sein, gibt ihrem Leben Sinn: „Jetzt wissen wir Mädchen doch, wozu wir auf der Welt sind“, heißt es. „Früher wußten wirs ja nicht; mein Bruder hats oft ausgesprochen. Wenn er es doch noch erlebt hätte, wie wir Frauen das Helfen lernen.“ (Niese)



Abb. 4: Maria von Felseneck: „Trotzkopfs Erlebnisse im Weltkriege“ (1916)

So scheint der Krieg in der Mädchenliteratur nicht nur „Entwicklungshilfe“, sondern zugleich Medium der Zuspitzung und schließlich „Lösung“ der das kaiserzeitliche Deutschland prägenden „Frauenfrage“ zu sein. In den Texten der Schriftstellerinnen, die gemäßigten Positionen der bürgerlichen Frauenbewegung zugetan scheinen (u.a. Brigitte Augusti, Helene Christaller, Bertha Clément, Johanna Klemm, Sophie Kloerß, Charlotte Niese, Gabriele Reuter), ist aber das Entwicklungsziel der Mädchen, sind die Inhalte des künftigen Frauenlebens letztlich doch allein aus der Perspektive einer Männergesellschaft bestimmt. So wird der Status der unverheirateten Frau nun zu einem tapfer zu ertragenden „Los“, das durch den Verlust an Männern im Krieg bedingt ist. Immer wieder klingt es in der Literatur an: „Bedenke nur, wie viel Männer für ihr Vaterland gefallen sind! Wir werden ja niemals heiraten können, sagt die Lehrerin. Aber dafür sollen wir arbeiten und zeigen, daß wir der Opfer wert sind, die für uns gebracht sind.“ (Kloerß) Und auch in den Feldern der Berufstätigkeit sind die Grenzen für

die Frau durch das Männerinteresse gesteckt. Die Mädchenliteratur wirbt um Verständnis für den Mann, dem die Frau auf dem Arbeitsmarkt nicht zur Konkurrenz werden soll. So rät die junge hochbegabte (aber körperlich verwachsene!) Ärztin Sibylle, die trotz ihrer ärztlichen Kompetenz im Krieg nicht die Rolle der Ärztin, sondern die der Krankenschwester wahrnimmt, jungen Mädchen von dem um die Jahrhundertwende für Frauen besonders attraktiven Arztstudium ab: „Aber man braucht ja nicht gerade Arzt zu werden, wo es wirklich sehr viele Männer gibt, die diesen Beruf ausüben. Und die meisten verstehen doch mehr als die Frauen. Das muß man zugeben, wenn man gerecht sein will!“ (Niese) Wenn „unsere Tapferen von draußen heimkehren“, heißt es in Else Hofmanns *Deutsche Mädel in großer Zeit* (1916), dann „tretet zurück von den Plätzen, die ihr verwalten durftet in den schweren Kriegsjahren, gebt dem Manne wieder, was des Mannes war.“ Schließlich wird in der Kriegsliteratur auch, in Grete Hallbergs *Eine Kriegsheldin* und in Sophie Kloeß *Im heiligen Krieg* zum Beispiel, die alte, in der trivialen Frauen- und Mädchenliteratur des 19. Jahrhunderts gängige, bis heute in und außerhalb der Literatur noch verführerische Lösung des Konkurrenzproblems durch eine „Liebesheirat“ in Aussicht gestellt: „Schwester Olga“, sagt der Oberarzt zu dem jungen Mädchen, das nach dem Krieg ein Medizinstudium aufnehmen will, „wir haben in diesen Tagen oft zusammen an den Krankenbetten gestanden, und ich muß Ihnen ehrlich zugeben, ich glaube, Sie würden eine gute Ärztin werden, besonders gut als Kinderärztin; [...]“ Noch besser aber passe zu ihr, die „treue Gehilfin eines Arztes“ zu sein. (Kloeß)

„O, Leo, dann führe ich dich.“

Das im Heimatdienst der „großen Zeit“ des Krieges „gereifte“ junge Mädchen, das sich in spezifisch „weiblicher“ Position in ein gesellschaftliches Ganzes einzufigen gelernt hat: In dieser nüchternen Perspektive geht die Mädchenkriegsliteratur selbstverständlich nicht auf. Die in ihr entworfenen Mädchen- und Frauenidealbilder verweisen darauf, es deutete sich eben schon an, daß auch diese Literatur „Backfischliteratur“ bleibt, eine Literatur also, in der die Wandlungsgeschichte der Heldinnen in der Regel mit dem für das Lesealter besonders interessanten Thema „Liebe“ verknüpft ist. Wie kann aber unter Kriegsbedingungen, angesichts einer grausigen, durch Todesnachrichten und Bilder verwundeter und verstümmelter Soldaten bestimmten Realität, eine solche Verknüpfung überhaupt möglich sein? Die Mädchenliteratur antwortet auf diese Frage mit eigentümlichen Phantasien, in denen sich, denke ich, unbewußt etwas von dem Krankheitszustand nicht nur der Gesellschaft im Krieg, sondern auch der kaiserzeitlichen Gesellschaft insgesamt, vor allem aber des



Abb. 5: Marie von Felseneck: „Landwehrmanns Einzige“ (1915)

Foto: privat

diese Gesellschaft fundierenden Geschlechterverhältnisses zeigt, und zwar in der Perversion, im wörtlichen Sinn als „Verkehrung“, eines der zentralen Werte dieser Gesellschaft: der „Mütterlichkeit“.

Bevor ich zur Bedeutung von „Mütterlichkeit“ im Kriegsmädchenbuch komme, muß noch erwähnt werden, daß das Mädchen, das „wie ein Mann“ an der Front mitkämpft, nicht zum Ideal dieser Mädchenliteratur wird. Grete Hallbergs *Eine Kriegsheldin* scheint eine Ausnahme gewesen zu sein. Allerdings wird auch in Sophie Kloeß *Im heiligen Kampf* vom burschikosen 14jährigen Backfisch Maria (mit Kurzhaarfri-sur!) schon einmal der Wunsch formuliert: „Ich wollte, ich könnte auch mit“. Und mehrfach spielt die Literatur auch auf die „Amazonen“ in den Freicorps der Befreiungskriege an. Doch kommen diese Bilder gegen Idealbilder mütterlicher Mädchen und Frauen nicht an.

Ein Ideal ist allerdings auch nicht das „Hausmütterchen“, das strümpfestrickende Mädchen „aus guter alter Zeit“ (Klemm), das das Mädchenbuch anlässlich der „Reichswollwoche“ natürlich kennt. Das Stricken scheint eher für kleinere Mädchen, für Mädchen aus unteren Schichten und für ältere Frauen von Bedeutung gewesen zu sein. In *Trotzkopfs Erlebnisse im Weltkriege* wird zwar erwähnt, daß Ilse Macke als Lehrerin kleine Kinder zum Stricken von „Liebesgaben“ anleiten kann. Und in *Landwehrmanns Einzige* (1915, Abb. 5) führt die Heldin Rösch, Tochter aus einer strebsamen kaisertreuen Arbeiterfamilie, die zur Handarbeit unfähig gewordenen Frauen der höheren Schichten bei Kriegsbeginn zum Stricken zurück. Aber beide Bücher der Kolportageschriftstellerin Marie von Felseneck dürften weniger Lektüre der Mädchen gehobener Schichten gewesen sein, und beide Heldin-

nen stricken auch nur für eine kurze Übergangszeit.

In Bertha Cléments *Sturmgebraus* gibt es das strickende Bauernmädchen Grete Wienke. Doch sie bleibt ebenso wie die bescheidene, wenngleich vorbildliche Helene Merkel in Charlotte Nieses *Barbarentöchtern* eine Nebenfigur. Die Unbeliebtheit des Strümpfestrickens ist offenbar ein unerschütterbares Motiv der Backfischliteratur. „Brr! Stricken! Das Gräßlichste, was es gibt.“ (Kloeß)

Auch die „Heldenmutter“, die im Krieg „ihr Liebstes hergeben“, „auf dem Altar des Vaterlandes“ „darbringen“ (Felseneck u.a.) muß und will, bleibt im Mädchenbuch mit seinen jüngeren Hauptheldinnen nur eine, wenngleich überaus wichtige, Nebenfigur. Unter allen Büchern ragt hier Else Hofmanns *Deutsche Mädel in großer Zeit* heraus, das gleich drei Generationen „deutscher Mütterlichkeit“ vorstellt, in dem Mütterlichkeit zur deutschen „Kulturmission“ wird, in dem die „Heldenmutter“ als Schmerzensmutter mit ihrem „verklärten schönen Muttergesicht“ ganz offenkundig auf die über den toten Sohn Jesus Christus trauernde Maria verweist. Zugleich erscheint in dieser Erzählung, in dem die Söhne zweier „deutscher Schwestern“ als Feinde gegeneinander im Feld stehen und fallen, ausgerechnet in der Heldenmütterlichkeit ein letzter perverser pazifistischer Rest: „So denke ich oft“, sagt die Mutter dieser Heldenmütter, „wer einen Sohn in diesem Weltkrieg verloren hat, welche Mutter in welchem Land es auch sei, die Zeit wird verklärend auf sie wirken. Und dann kommt das Bewußtsein über sie: Du gehörst zu den Heldenmüttern, dein Sohn starb den Heldentod! – Und ein solches Gefühl, dem Vaterland das größte Opfer gebracht zu haben, macht stolz und stark.“

Nur vereinzelt und auch nur vorübergehend übt sich die Hauptheldin der Kriegsliteratur für Mädchen als Kindergärtnerin, Kinderpflegerin, Pflegemutter eines Kriegswaisenkindes oder als Hilfslehrerin kleiner Kinder in Mütterlichkeit. Im Zentrum dieser Literatur steht vielmehr – damit komme ich auf die Ausgangsfrage zurück – als andere Form der Mütterlichkeit, Mutterliebe für den kranken, aus dem Felde zurückkehrenden Mann. In diesem Sinne wird die Kriegskrankenschwester zum Idealtyp der Backfischliteratur.

Auch in früheren Mädchenromanen kommt die Ehefrau als Pflegerin ihres verwundeten Manns vor: „Ich aber könnte ohne meine Hanna nicht mehr leben, sie versteht das Pflegen gar zu gut.“ So heißt es schon 1886 in Brigitte Augustis *Das Pfarrhaus zu Tannenrode*. In der jüngeren Mädchenkriegsliteratur wird dies Motiv aber zum Strukturzentrum, in dem sich die Wandlungsgeschichte eines jungen Mädchens mit einer Liebesgeschichte verknüpft. Da gibt es auch eine heroische Variante, repräsentiert in der Frontschwester, die mitten im Feld oder hinter der Frontlinie im Lazarett bei den Schwerstverwundeten dient, die, wie in Brigitte Augustis *Jugendfreunde* (1916) zum Beispiel den geliebten Freund sogar bis in den Tod hinein pflegt. Meist führt die Erzählung die Hauptheldin aber nicht zum „Verzicht“, sondern in eine Liebesgeschichte hinein, deren Ort die Heimat, manchmal das Heimatlazarett ist.

Wo nun die Liebe nicht den Tod des Geliebten als vollkommenstes Opfer verlangt, nimmt sie, wenn man den Phantasien dieser Literatur folgt, den verwundeten Mann in ein lebenslang andauerndes Pflegeverhältnis zurück. Damit greift das Mädchenbuch thematisch zwar einerseits eine harte Realität des Kriegs auf, der hohe Grad der Emotionalisierung einer Liebesbeziehung, eines Geschlechterverhältnisses, in dem der vom Feld verwundet zurückgekehrte Mann in die Rolle eines geliebten Kind-Sohnes eintritt, verweist aber darauf, daß es hier unter-schwellig um mehr geht.

Auffällig ist jedenfalls, daß der geliebte Soldat mehrmals einer ist, der im Krieg ein „Glieder“, einen Arm, ein Bein verloren hat, dessen Arm oder Bein steif oder gelähmt bleiben wird, dessen Bewegungsfähigkeit jedenfalls auf immer beschränkt ist, ein „Krüppel“, wie es in der Literatur heißt. „Heiraten? – Ich?“ – murmelte er. „Und wer wird mich nehmen? Mich, einen elenden Krüppel?“ fragt Christines Jugendfreund, der einarmig zurückgekehrt ist. „Ich will die Deine sein, lieber Fritz. Ich, deine Christel.“ (Nast) Hanneles Tagebuchblätter „enden mit dem Tage, an dem das Hannele sein Schicksal erreicht hat, an dem es den Herzensbund schließt mit dem wackeren preußischen Offizier, der vom Felde der Ehre schwer, aber nicht zu Tode verwundet, heimkehrt.“ (Buchwerbung zu Lilly Honsell-Braumann, *Ein deutsches Herz in großer Zeit*, 1915) In *Jüngferchen Feldgrau* von Luise

Glaß eröffnet sich die Aussicht auf eine zuvor aus Standesrücksichten unmögliche Ehe zwischen einer Gärtnerstochter, die aus verletzter Liebe Krankenschwester wird, erst, als der junge Offizier mit einem auf immer steifen Bein aus dem Krieg zurückgeschickt wird. Auch in Marie von Felsenecks *Trotzkopfs Erlebnisse im Weltkriege* kehrt Leo an Bein und Arm zerschossen zurück: „Der Arzt glaubt nicht, daß ich jemals wieder ohne Stock gehen lerne; ich – / „O, Leo, dann führe ich dich. [...] Mein Arm leitet dich. O, Leo, was gibt es Herrlicheres für ein liebend Weib auf Erden, als Schutz und Stab ihres Gatten zu sein?“

Schwächt sich nun so, in diesen Frauenphantasien (oder sind es auch Männerphantasien?) der Mädchenkriegsliteratur, die Polarität der Geschlechtscharaktere ab, oder kehrt sie sich um? Ich glaube es nicht. Ich denke vielmehr, daß die Phantasie vom heimgekehrten versehrten Soldaten und von der starken und zugleich sanftmütigen mütterlichen Krankenschwester als seiner Frau ein Licht auf ein chronisch-krankes Geschlechterverhältnis wirft. Die Phantasie einer Liebe, deren Bedingung erst der Krieg, deren Bedingung die Immobilität des „Anderen“ ist, eine solche Phantasie hat selbst am Krieg teil. Zugleich fügt sie sich in die Idee einer Opfergemeinschaft (aktiv wie passiv!) im Krieg ein, die von Männern wie Frauen „Selbstlosigkeit“ in der totalen Hingabe an einen Übervater, den Kaiser, verlangt, und an etwas, das „Vaterland“ genannt wird. Darüber hinaus verweist diese Phantasie auch ins kaiserzeitliche Deutschland zurück. Denn der verwundet heimkehrende, der „kastrierte“ Weltkriegssoldat ist ja nicht etwa nur ein Gegenbild zu dem durch Potenzdemonstrationen glänzenden „kaiserzeitlichen Mann“. Er ist auch der Mann im kaiserzeitlichen Deutschland selbst. Zwar ist die Frau in der Kaiserzeit rechtlich unter die Vormundschaft des Mannes gestellt. Liebe und Ehe werden in dieser Zeit, das hat sich auch intensiv in der Backfischliteratur des 19. Jahrhunderts und noch des 20. Jahrhunderts niedergeschlagen, als Verlängerungen eines väterlich-töchterlichen Verhältnisses idealisiert. Aber im Binnenbereich der bürgerlichen Familie bleibt, aufgrund der spezifischen Arbeitsteilung von Mann und Frau, auch der Mann ein unmündiges, abhängiges, pflegebedürftiges Kind.

„Und ein paar Häuser weiter lag Hans Wiedemann. Er schlief nicht, aber es war ihm wohl. Er dachte an Ilse. War's nicht eine wunderbare Gottesfügung, daß er in die Heimat gebracht worden war? Und hier arbeitete sein Lieb, seine Ilse [...]. Ilse hier! Nicht mehr das oberflächliche, von Genuß zu Genuß eilende, verwöhnte Kind; nein, aufgerüttelt vom Sturm; pflichttreu an die Stätte eilend, wo man liebender Hände am meisten bedurfte, zu den Kranken. Das einstige, liebe, kleine, zärtliche Puppenmütterchen am rechten Platz.“ (Polarität)

– Das „Puppenmütterchen am rechten Platz“, im Männer-Lazarett: In solch „verzerrten“ und „verkehrten“ Bildern von Liebe und Mütterlichkeit diagnostiziert die Mädchenkriegsliteratur unbewußt ihre eigene Zeit.

Zur Autorin:

Prof. Dr. Gisela Wilkending, Jahrgang 1942, ist seit 1972 Professorin für Didaktik der deut-



schen Sprache und Literatur an der Justus-Liebig-Universität. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Theorie und Geschichte des Deutschunterrichts, Kinder- und Jugendliteratur. Sie studierte Germanistik, Geschichtswissenschaft, Erziehungswissenschaft und Philosophie in Marburg. Dort legte sie 1966 ihr erstes und 1969 auch ihr zweites Staatsexamen für das Lehramt an höheren Schulen ab. 1967 promovierte sie mit einer Arbeit über Jean Paul. Sie nahm einen Unterrichtsauftrag (Deutsch) an einer Gesamtschule wahr, war Lehrbeauftragte an der Universität Marburg und Mitarbeiterin in der „Großen Curriculumkommission“ Hessens. Von 1969 bis 1972 war sie Stipendiatin der DFG. 1980 habilitierte sie sich mit einer „Untersuchung zur Geschichte der Literaturpädagogik in den Anfängen der Kunsterziehungsbewegung“. Ab dem Wintersemester 1993/94 lehrt sie als Professorin mit dem Schwerpunkt „Historische Leseforschung mit besonderer Berücksichtigung der Rolle der Frau“ an der Erziehungswissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln.